

LEANDER
STEINKOPF

STADT
DER
FEEN
UND
WÜNSCHE

EINE ERZÄHLUNG ·  HANSER BERLIN

an der Revolution, und genauso lange wissen die schon alles besser.«

»Du meinst, das sind alles Achtundsechziger?«

Alex nickt bedächtig. Und ich erinnere mich, dass er diese Achtundsechziger noch nie leiden konnte. Die sind nämlich schuld daran, dass er während der Schulzeit mit jeder Rebellion bloß offene Türen eingerannt hat. Bei jedem anarchistischen oder kommunistischen Spruch haben die Lehrer nur wohlwollend genickt. Man musste schon Nazi sein oder leistungsabhängige Bezahlung im Schuldienst fordern, damit man sie provozieren konnte. Und er hat auch mal gesagt, dass diese Generation, mit all dem Spaß, den sie damals hatten, uns das gute Leben heute weggenommen hat, gerade hier in Berlin. Vermutlich ist er einfach neidisch auf sie.

Alex dreht sich noch mal um und sagt mehr zu sich als zu mir: »Man muss sich nicht aufregen, es ist alles nur logisch, das Sein bestimmt das Bewusstsein, sie haben das Geschichtskapital und wir sind die Proletarier in ihren Gedankenfabriken. Das ist alles.«

Alex gibt mir die Hand, dann geht er in den Saal. Er setzt sich ohne Zögern an den runden Tisch, als könnte ihm nichts etwas anhaben. Er wirft seinen Notizblock mit souveräner Nachlässigkeit auf den Tisch. Er schlägt die Beine so übereinander, dass die Hosenbeine seiner Cordhose hochrutschen und die roten Socken zum Vorschein kommen. Niveauvolle Kleidung und eine Meinung, derer man sich sicher ist, das ist die Oberfläche eines gelingenden Lebens. Ich würde auch gerne so eine Selbstverständlichkeit entwickeln. Eigentlich sieht nur meine Langeweile aus, als wäre sie unbeirrbar. Ich drehe um und lasse Alex seine Arbeit machen.

Die Angst vor dem Scheitern hat mich jahrelang gequält. Das Scheitern selbst schmerzte nur kurz. Gescheitert sein, das ist bloß Gewöhnungssache, eine gerade, ereignislose Linie, die ein paar Zentimeter unter dem Glück der anderen verläuft. Sie können nichts dafür, deshalb lasse ich mir nichts anmerken. Mein Lächeln springt an bei Bedarf, von einem Bewegungsmelder angeknipst wie das Licht in einer Kneipentoilette. Doch jedes Mal, wenn der Erfolg eines anderen

an die Narbe meines Scheiterns rührt, flammt der spitze Schmerz noch einmal auf.

Ich gehe durch das Brandenburger Tor und dann links um die amerikanische Botschaft herum. In einer Seitenstraße sehe ich eine Touristentraube stehen, zwischen dem Parkplatz hinter einem Supermarktkabuff und dem Spielplatz vor einem Mietshochhaus. Ich stelle mich dazu. Da unter der Erde befinde sich Hitlers Bunker, sagt der Fremdenführer gerade. Davon sieht man nichts, aber die Touristen schauen sich nun nach allen Seiten um. Ihre Blicke enden bei dem Kind auf der Schaukel, das unter den Blicken sofort aufspringt und zu seiner Mutter rennt, die auf einer Bank sitzt und raucht. Die Touristen reiben die Sohlen ihrer Schuhe am Boden, so wie man eine Zigarette austritt, sie stampfen auf, wollen die Festigkeit des Bodens prüfen, sicher sein, dass sich nicht plötzlich ein Riss zur Hölle auftut.

Ich weiß gar nicht, woran ich gescheitert bin, nicht einmal worin. Aber ich merke, dass irgendwas falsch ist mit mir. Wenn ich mich auch nur für einen Moment für eine Idee begeistere, kommt mir das wie eine Schwäche vor. Auch habe ich lange keinem Gedanken mehr so weit über den Weg getraut, ihn auszusprechen. Ich weiß nicht, wie mir das passiert ist. Wahrscheinlich bin ich einfach mitgegangen, als die anderen alle Regeln hinter sich ließen, die sie einschränkten, aber bin dann stehengeblieben, als sie sich neue suchten. Die anderen haben es viel besser geschafft, die Erfordernisse des Menschseins, wenn auch ganz anders, so doch genauso zu erfüllen. Sie haben ihre Nahrungsmitteltabus und ihre Sonntagsrituale, ihre Globalmoral und ihre Pilgerreisen, sie leben Spiritualität auf Popkonzerten und haben einen Hund für die Treue. Sie haben neue Regeln in sich aufgesaugt und ich bin in der Regellosigkeit vertrocknet. Ich dachte, es wäre etwas ganz anderes möglich, ein Fundament, in tieferen Sinn gegossen, aber die Bedürfnisse des Menschen sind ein stammesgeschichtlich betonierter Setzkasten, der gefüllt sein will. Und womit schon, mit nichts Wahrem, nur Willkür. Das Wesen des Menschen ist langweilig.

Im Einstein sitzen Touristen, die ihre Rollkoffer vom Hauptbahnhof hierhergezogen haben und nun damit die Wege der Kellner verstellen.

Sie schauen verschämt aus ihren Reiseführern auf, beäugen die Touristen an den anderen Tischen, ob nicht einer von ihnen ein berühmter Schauspieler oder Schriftsteller ist, denn im Reiseführer steht, die säßen hier. Die Touristen schauen mich an und tuscheln, ich habe keinen Koffer und keinen Reiseführer. Hier bekommt man Anerkennung für das Berlinersein, egal wie tief man gesunken ist, man muss sich nur den Kaffee leisten können.

Früher hat mich der Geruch der U-Bahnhöfe betäubt wie Weihrauch. Im Untergrund wohnte mir der Heilige Geist der großen Stadt. Es ist eine Mischung aus dem Qualm hastig gerauchter Zigaretten, dem Abrieb der Bremsen der Bahnen, dem Butterduft der Bäckerläden, dem Schweiß aus den überfüllten Waggons der Stoßzeiten, gesammelter Körpergeruch aus hundert Jahren. Draußen hätte Sonnenlicht die Geruchsmoleküle sofort aufgespalten, Wind hätte sie fortgetragen, aber im Keller der Stadt lagern sie geschützt. Die Züge kramen alte Gerüche aus den Tunneln hervor, aus vergangenen Reichen und Republiken, schieben sie vor sich her, und wenn der Zug in den Bahnhof einfährt, erfrischt mich der Luftzug nicht, sondern bringt Schwere, die sich bedeutsam anfühlt.

In der U-Bahn steigt eine junge Frau auf die Sitzbank und versucht, mit der Hand die Überwachungskamera zu erreichen. Sie schaut sich nach allen Seiten um wie ein verschrecktes Tier. Sie ist nicht groß, und so muss sie sich mit der einen Hand an einer Stange festhalten und sich weit in den Gang lehnen, um mit der anderen Hand die Kamera zu erreichen. Sie holt ein benutztes Taschentuch aus ihrer Jacke und drückt es auf die Kameralinse. Dann scheint sie erleichtert. Aber sie steht noch immer dort auf der Sitzbank, als ich schon im Wedding aussteige.

Ich sehe die Treppe hinauf und blinzele ins Tageslicht. Von der Frau, die mir entgegenkommt, sehe ich nur die Silhouette, und als sie näher kommt, ihr Lächeln, und damit meint sie mich. Sie geht vorbei und ich drehe mich nach ihr um. Auch sie hat sich umgedreht, schneller noch als ich. Und wir lächeln beide, doch wir bleiben nicht stehen. Oben am

Licht gehe ich große Schritte. Drei U-Bahn-Fahrer stehen da und rauchen zur Pause, im Schatten eines Lieferwagens schützen sie sich vor dem Sonnenlicht. Wenn ich mal eine Frau anlächle, dann immer zufällig. Wenn ich gewollt lächle, entsteht bloß eine Grimasse, genauso gut könnte ich mir die Zeigefinger in den Mund stecken und die Winkel in die Breite ziehen. Ich kann nicht anders, als mich noch mal umzudrehen. Sie ist die Treppe wieder hinaufgestiegen und schaut mir von der letzten Stufe nach. Ich weiß, jetzt muss ich zu ihr hin. Ich sage, wer ich bin, frage, wer sie ist, sammle die üblichen Informationen gleichgültig wie bei einem Verwaltungsakt, erhalte schließlich die Nummer und murmle: »Bis bald.« Sie geht zur U-Bahn und ich weiter nach Hause, ich fühle mich sofort schlecht, denn anrufen will ich sie nicht. Ich habe schon vorher gewusst, dass es sich falsch anfühlen würde, doch ich weiß, dass es sich noch als richtig erweisen wird. Irgendwann werde ich sie wiedersehen, dann, wenn wir es am wenigsten erwarten. Sie wird einen jungen Mann an der Hand halten, nur diesen einen, eine Weile schon. Und ich werde ihr jeden einzelnen Kompromiss ansehen, den sie für ihn eingegangen ist. Und sie dafür bewundern.

Der Leopoldplatz ist grau und leer. Früher haben sich hier auf den Bänken die Trinker getroffen, hinter der Kirche die Junkies. Neben der Kirche ist der Kindergarten. Erst fand man dort Heroinkügelchen im Sand, später auch Spritzen, und die Kirche stellte einen Wachmann an. Für die Trinker richtete man einen Trinkraum ein, dort können sie im Warmen kostenlos Bier trinken unter der Bedingung, dass sie keinen Schnaps mitbringen. Sie kamen zum Bier, dann tranken sie draußen den Schnaps weiter. Da hat man die Bänke abgeschraubt.

Vor dem Gebäude der Stadtverwaltung gähnt ein weiterer Platz. Ein paar grüne Ecken gibt es, dort rennen die Hunde zum Kacken hin. Am Bauzaun, der die Fläche zur einen Seite begrenzt, hängen Klamotten auf Bügeln, auf dem Boden davor sind Lactischdecken ausgebreitet, mit Schuhen darauf, Plastikspielzeug und Kuscheltieren. Dicke alte Frauen spielen mit Münzen zwischen den Fingern, während sie auf

Kundschaft warten. Auf den Bänken langweilen sich Menschen mit Wartenummern in der Hand. Zwei ältere Damen sprechen Polnisch miteinander und bieten den Wachturm an, in sechs verschiedenen Sprachen. Nur ein paar Meter entfernt steht ein junger Mann mit einem großen Pappschild um den Hals, auf dem »Religionskritik« steht, ein bisschen so wie bei diesen britischen Berlinbesucherinnen, die mit »Free Hugs«-Schildern durch Kreuzberg laufen. Er spricht niemanden an, schaut den Passanten nur tief in die Augen, besonders tief, wenn eine Frau Kopftuch trägt. Ich hätte gern noch gesehen, ob er bald verprügelt wird, aber ich will nach Hause.

Vor dem Café sitzt die junge Frau mit dem Buch, dem strengen Zopf und dem yogageraden Rücken. Die sehe ich seit kurzem immer wieder und eigentlich würde ich sie gern kennenlernen. Ich habe sie zum ersten Mal bemerkt, da hatte sie gerade ihr Buch angefangen, nun ist sie schon weiter als die Hälfte, und ich habe das komische Gefühl, dass sie eigentlich in dieses Buch gehört, dass sie sofort verschwindet, wenn das Buch zu Ende gelesen ist. Sie hat sich ein bisschen weggedreht von dem jungen Mann, der den Platz neben ihr besetzt, der trägt farbig strahlende Nike-Sneakers, eine graue Jogginghose und einen Pulli, auf dem »University of Cambridge« steht. Er spielt mit zwei Fünferscheinen in der Hand, als wären sie ein Bündel Hunderter.

Ich schaue aus dem Küchenfenster in den engen Innenhof. Eine dicke Frau wühlt in den Müllcontainern. An den Putztagen warte ich manchmal hinter meiner Wohnungstür darauf, dass die Hausmeisterin beim Treppenwischen auf meinem Stockwerk angekommen ist. Dann mache ich wie zufällig die Tür auf, sie stützt sich auf den Wischmopp und wir reden eine Weile. Sie hält das Haus in Ordnung und damit auch mein Leben irgendwie, sonst macht das niemand, deshalb ist sie besonders für mich. Aber heute ist kein Putztag. Ich gehe die Treppen hinunter, aber ich treffe sie nicht.

Der Türkenmarkt hat einen neuen Marktschreier angestellt. »Gurkenangebot! Gurkenangebot!«, seine Stimme steigt aus der Tiefe, grollt mühelos, wie das Reiben der Tektonik. »Gurkenangebot!